

Sozialpädagogische Arbeit aus der Sicht der Praxis : von der caritativen Arbeit zur Professionalität

Autor(en): **Göpfert Faulstroh, Lynne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **65 (1994)**

Heft 11

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sozialpädagogische Arbeit aus der Sicht der Praxis

VON DER CARITATIVEN ARBEIT ZUR PROFESSIONALITÄT

Von Lynne Göpfert Faulstroh

Dieser Artikel ist eine Fortsetzung des in der Nummer 9 der «Fachzeitschrift Heim» begonnenen Berichts über die Ergebnisse der Bremgartener Fachtagung vom September. Heute äussern sich Fachleute zu den Problemen der berufsbildenden, berufspolitischen und berufsständischen Aspekte in den sozialpädagogischen Berufen aus der Sicht der Frauen.

In den Anfängen der sozialen Zuwendung zum Mitmenschen fiel die pflegende, begleitende oder in dem direkten Kontakt mit Notleidenden stehende Hilfeleistung in erster Linie der Familie, und in einer weiteren gesellschaftlichen Dimension den Frauen zu. Heute noch heisst es oft, die sozialen Berufe seien zum überwiegenden Teil Sache der Frauen. Dies hat sich geändert, seit es eine hierarchische Struktur in diesen Berufen gibt, wobei nicht behauptet werden darf, dass die Frauen nun die unteren und die meist universitär ausgebildeten Männer die führenden Positionen einnehmen. Etliche Beispiele aus der Geschichte zeigen, wie sehr die Entwicklung sowohl von engagierten Frauen als auch von Männern beeinflusst wurde. Beginnend beim Arzt Jean Marc Gaspard Itard, der Ende des 18. Jahrhunderts in Paris den in den Wäldern Südfrankreichs eingefangenen «Wilden» Victor behandelte und die sich später entwickelnde Kontroverse zwischen dem medizinisch-psychiatrischen Defektmodell und dem sozialpädagogischen Denken in Gang setzte, bis zu Itards Nachfolger Edouard Séguin, welcher nicht zuletzt aus diesem Fall eine ganzheitliche, alltagsorientierte Behindertenpädagogik entwickelte. Weiter lässt sie sich ablesen in der Arbeit der grossen Wegbereiter der Heilpädagogik Bisalski und Maria Montessori, dem Schweizer Pädagogen und Sozialreformer Heinrich Pestalozzi sowie später den Erkenntnissen der Anthropologen Jan Daniels Georgens und Marianus Deinhardt. Karl Mager gebrauchte 1850 den neuen Begriff der Sozialpädagogik als «Sammelbezeichnung für alle Reformbemühungen angesichts des Pauperismus und der sozialen Frage» (Dieter Gröschke, anlässlich der Tagung in Bremgarten). Heute wird der Heil- und Sozialpädagogik die Gleichrangigkeit «von edukativem Motiv und Hilfe-Motiv» zugestanden, obwohl sie sich auseinanderentwickelt haben.

Zwei Beispiele aus der Praxis, die in Bremgarten vorgestellt wurden, mögen den heutigen Standort dieser beiden Pädagogikformen skizzieren. *Theres Bach*, diplomierte Heilpädagogin und Heimleiterin aus Horw berichtete über ihre Arbeit und ihre Möglichkeiten als Frau im beruflichen Aufstieg bis zu einer Leitungsfunktion. *Sr. Yvonne Zwicker*, diplomierte Sozialarbeiterin und ehemalige Fachlehrerin an der FSB zeigte den Weg vom Karitativen zum Professionellen auf.

Zwei Beispiele

Theres Bach kam nach dem Studium der Heilpädagogik und durch ihre Heirat mit einem Heimleiter – samt Heim – wie sie humorvoll sagte, zu einem Beruf, der ihr sehr viel abverlangte, – aber auch im Laufe der Jahre sehr viel gab. Wenn sie heute Rückschau halte, meinte Theres Bach, wisse sie, dass es auch besonders schwer war, Beruf und Familie nebeneinanderzusetzen. Als sie vor fünf Jahren Gelegenheit bekam, eine Leitungsfunktion auf höherer Kaderstufe zu übernehmen, sagte sie trotz mancher Zweifel zu und durfte erfahren, dass es richtig war, diese Herausforderung angenommen zu haben. In den Gremien, in denen sie – oft als einzige Frau – arbeitete, durfte sie feststellen, dass ihr nie das Gefühl vermittelt wurde, «mit einem anderen Massstab gemessen zu werden» nur weil sie eine Frau ist. Theres Bach kommt zu dieser «Erfolgsbilanz» und gelangt durch ihre eigene Haltung zu der Frage des Selbstverständnisses der Frau in einem Beruf und noch dazu auf der sozialen Ebene. «Ich bin der Meinung», sagte sie, dass die Ansicht, den Beruf gleich Berufung zu setzen, gerade im sozialen Bereich gültig bleiben sollte, obwohl heute selbst der soziale Beruf in erster Linie dem Erwerb des Lebensunterhalts dienen muss. Ihr scheint die Bezeichnung der «Berufung zu einer Aufgabe» nicht antiquiert zu sein, wie dies mitunter behauptet wird, denn die sprachliche

Bindung an die Ursprünge der inneren Bestimmung und der Sendung ist ebenso geblieben wie der Anspruch auf Übernahme von Verantwortung, und zwar nicht in erster Linie abhängig von der äusseren «Umsetzung» in materielle Werte.

Die Ursachen des «Dilemmas, dem man nicht ohne Kompromisse entkommen kann», sieht sie vielmehr in der Tatsache, dass die meisten Frauen im Laufe ihres beruflichen Lebens nicht kontinuierlich tätig sein können, denn die Rolle als Frau und Mutter macht es notwendig, vorerst einmal ganz oder zumindestens teilweise aus dem Berufsleben auszuscheiden. Hier beginnen sich ihrer Ansicht nach die «Karrierekurven» von Mann und Frau sehr oft auseinanderzubewegen. «Eine Frau kann noch so hochqualifiziert sein, wenn sie aus familiären Gründen nur ein kleines Arbeitspensum bewältigen kann, kommt sie für eine Führungsfunktion meist nicht mehr in Frage. Denn, hat sich eine Frau einmal für Kinder entschieden, wird es ihr nicht gelingen, vollamtlich Berufsfrau zu bleiben – es sei denn, sie überlässt die Erziehung der Kinder vollumfänglich jemand anderem». Einen anderen Grund sieht Theres Bach in der Erfahrung, dass gerade die Arbeit im betreuenden und pflegerischen, das heisst in sozialen Berufen, in erster Linie Frauen anzusprechen scheinen; denn ihre Rolle im Heim wird vorwiegend in Verbindung mit der traditionellen Rolle der Frau und ihrer Aufgabe in Heim und Erziehung gebracht. Hier entstehe aber auch die Gefahr, dass die Arbeit der stationären Betreuung, Pflege und Erziehung nicht als «professionelle» Arbeit eingestuft wird. Sie ist schon fast zu alltäglich. Trotzdem ist es an der Zeit, so findet man bei den Vertreterinnen dieses Berufsstandes, dass sich die Öffentlichkeit mit der Tatsache vertraut macht, dass die Betreuungsarbeit einer sozialpädagogischen Ausbildung bedarf. Hier könnte angesetzt werden zu zeigen, wie anspruchsvoll diese Arbeit ist und wie weit sie darüber hinausgeht, was in einem «normalen» Zusammenleben von Menschen geleistet werden muss. Zu dieser «Professionalität» aber führen nicht nur Eignung und Ausbildung, sondern auch Lebens- und Berufserfahrung sowie Berufserfahrung.

Sr. Yvonne Zwicker, Ordensfrau aus dem Kloster Ingenbohl und ehemalige Mitarbeiterin des Josefsheims, erzählte in Bremgarten über einen der Wege, die vom «Caritativen zum Professionellen» führen. Sie wollte aber auch gleichzeitig aufzeigen, dass caritatives Denken und professionelles Handeln nicht unbedingt Gegensätze sein müssen. «Aus alten Zeiten muss man lernen, die neuen gut zu gestalten», zitierte Sr. Yvonne Zwicker

“ **Aus alten Zeiten muss man lernen, die neuen gut zu gestalten.** ”

aus der Schwesternchronik des Josefsheims aus dem Jahre 1914. Diese Wahrheit ist immer noch genau so gültig, wie sie seinerzeit war. Der «negative» Beigeschmack, der heute dem Caritativen anzuhängen scheint, ist oft hinderlich, scheint diese Art der Arbeit doch als seinerzeitige Antwort auf die Notlage im beginnenden Industriezeitalter, jetzt in den Zeiten der Wirtschaftswunder

längst überholt. Sr. Zwicker sieht einen der Gründe für die Abschätzigkeit, mit der manche Zeitgenossen diesem Wort begegnen, darin, dass caritative Arbeiten längere Zeit «um Gottes Lohn» geleistet und als Gegensatz zur Professionalität angesehen wurden. Zu Gegensätzen wurden diese Begriffe aber erst, als sie dem Maßstab der Arbeitswelt unterworfen wurden, in welcher «nur das, was etwas kostet, auch etwas wert ist». Diese implizite Gleichsetzung von «bezahlt» und «professionell» macht ihrer Meinung nach erst den fatalen Unterschied.

Am Beispiel des Josefsheims in Bremgarten verdeutlichte Sr. Zwicker die Entwicklung. Das Heim, das in seiner Anfangsphase durch die Arbeit von Ordensfrauen geprägt war, konnte sicher sein, dass «alle Energien, die in der christlichen Nächstenliebe zu rekrutieren waren, für die Erziehung und Pflege der Schützlinge aufgewendet wurden» und die Schwestern keine Grenze zwischen Arbeit und privatem Leben zogen. Dies führte in manchen Fällen zu Komplikationen, da sich die Behinderten einerseits sehr stark an eine Bezugsperson banden, andererseits die Schwestern sich einer totalen Anforderung ausgesetzt sahen. Als

die Invalidenversicherung in Kraft trat, stiegen die Kosten wie auch der Ruf nach mehr Personal, und nicht mehr die Ordensschwestern allein trugen die Verantwortung für ihre Behinderten. Es mussten Experten eingesetzt werden, die sich wiederum nicht ganz der Beziehungsstruktur, in der sie arbeiteten, verschreiben konnten. Denn die Arbeitsanforderungen wuchsen sehr schnell ins Vielfache; lange Kommunikationswege und auch Lehr- und Lernzeiten für die Professionals verlangten kostenintensive Aufwendungen. Dagegen kamen viel mehr der Hilfe bedürftige Menschen in den Genuss einer gezielten Erziehung, Pflege und Förderung. «Jede hochdifferenzierte Organisation muss sich aber heute fragen, wie weit Aufwand und Ertrag stimmen», sagte Sr. Zwicker und meinte, dass im Non-Profit-Bereich dieser Institutionen nur noch beim Personal gespart werden könne, denn die Personalkosten machen beispielsweise im Josefsheim bereits rund 80 Prozent aus, und in den anderen Heimen dürfte es nicht viel besser aussehen. Ob der Behinderte aber bei einer so hohen Arbeitsteiligkeit «zu einem subjektiv guten Lebensgefühl» geführt werden kann, glaubt sie unter diesen Vorzeichen nicht beantworten zu können. ■

HILFE FÜR RUMÄNISCHE KINDER

Nach Ceausescus' Sturz Ende 1989 gingen erschütternde Bilder von Kindern aus staatlichen rumänischen Kinderheimen durch die Welt. Diese veranlassten die in Erlenbach aufgewachsene Cornelia Fischer, nach Rumänien zu reisen und sich persönlich für die Kinder einzusetzen. Im Auftrag des internationalen Hilfswerkes Amurt betreut sie den Bau zweier Kinderheime. Über die Caritas-Projekte in Rumänien haben wir bereits mehrfach berichtet. Nachstehend erhielten wir nun einen Bericht und einen Rundbrief von Cornelia Fischer, die noch weitere Spender sucht, um die restlichen Anschaffungen zu finanzieren.

Bau zweier Kinderheime

Mit Schweizer Spendengeldern konnte Amurt in Dom-

nesti, 10 Kilometer westlich von Bukarest, und in Panatau, 120 Kilometer nördlich von Bukarest, Gelände und alte Gebäude kaufen. Ein Konzept für zwei Kinderheime wurde ausgearbeitet. «Wir möchten pro Heim 24 Kindern ein richtiges Zuhause anbieten. Sie sollen in gemischten Altersgruppen mit festen Bezugspersonen zusammenwohnen und in einer familienähnlichen Situation aufwachsen können», schildert Cornelia Fischer. Nicht nur während der Zeit Ceausescus, auch heute noch würden aus wirtschaftlichen Gründen Kinder einfach verlassen.

Niemand will sich für die Kinder einsetzen

Diese im Stich gelassenen Kinder würden sehr gering geachtet. Niemand wolle sich für sie

einsetzen, jeder sei mit dem eigenen Überlebenskampf beschäftigt. Bei den staatlichen Heimen habe es sich um reine «Aufbewahrungsanstalten» gehandelt, die starren Strukturen liessen bis heute kaum Änderungen zu. Rumänische Betreuer sollen ausgebildet und am Arbeitsplatz begleitet werden. Da andere Hilfswerke ähnliche Projekte bereits realisiert haben, findet ein reger Erfahrungsaustausch statt.

Wie im Mittelalter

Schon jetzt arbeiten Rumänen aus dem Dorf mit, vorerst beim Neubau in Panatau, welcher im Laufe dieses Jahres eröffnet werden soll. «Die Leute müssen ständig überwacht werden, sonst arbeiten sie nicht. Es ist äusserst schwierig, sie zu motivieren», beschreibt Cornelia Fischer.

Beim Bau herrschten mittelalterliche Zustände. Es gebe weder Kran noch Bagger. Wasser hole man beim Ziehbrunnen, alles sei reine Handarbeit. Das Dorfleben gestalte sich entsprechen einfach. Im nahen Wald gebe es noch Bären und Wölfe. Trotz aller Schwierigkeiten liebt Cornelia Fischer ihre Tätigkeit und fühlt sich von den Menschen im Dorf Panatau sehr freundlich aufgenommen. In Domnesti, dem zweiten Standort für ein Kinderheim, habe man ein alter Haus so weit renovieren können, dass es bereits bewohnbar sei. Die Möbel stammten allesamt aus der Schweiz. Heute lebten dort bereits vier Kinder mit ihren Betreuern. Später soll auch in Domnesti ein Neubau hinzukommen. Finanziert werden beide Projekte durch Spenden aus der Schweiz. ■